

Beantwortung der Frage, wie sich unsere Biographie auf die Art, wie wir beraten, auswirken mag

Vortrag auf der Jubiläums-Jahrestagung
des Deutschen Verbandes für Bildungs- und Berufsberatung e.V.
(dvb) am 24. April 2016

Von **Dr. Gerd B. Achenbach** (Vorsitzender der
„Internationalen Gesellschaft für Philosophische Praxis“)

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich weiß gar nicht recht, wie ich das nennen soll, was ich ihnen in der kommenden Stunde zumuten möchte. Nun, ich habe nachgedacht und herausgekommen ist dabei der Vorschlag, das Folgende eine Art Zwitter oder einen Hybrid zu nennen – Sie verstehen: Irgend etwas Gemischtes, Vermengtes, Zusammengemixtes. Was mich natürlich verpflichtet, Ihnen jetzt zunächst zu sagen, wie es dazu kam. Das will ich tun. Also, das war so ...

Als ich eingeladen wurde, hier bei Ihnen diesen Vortrag zu halten, erfuhr ich, das Tagungsthema Ihres Jubiläumskongresses werde „Wege in gute Beratung“ heißen, was mit zwei Zeilen erläutert wurde. Die hießen (und heißen immer noch,

wie ich auf Ihrem Programmfaltblatt sehen konnte): „Wie werde und bleibe ich eine gute Beraterin / ein guter Berater? Wie komme ich zu einer guten Beratung?“

Das regte mich zu dem Vorschlag an, einen Beitrag zu liefern, für den ich dieses Tagungsthema – allerdings ohne die Komplikation „gute Beraterin und guten Berater“ – als Titel übernehmen wollte. Ein wenig später habe ich das dann korrigiert und in Anlehnung an einen höchst bekannten, da populären Aufsatz des Philosophen Kant, überschrieben: „Beantwortung der Frage: Was ist gute Beratung?“

Ich gestehe: Ich finde diese Idee im Blick auf Ihre Tagung eigentlich immer noch gut. Doch dann kam vom verantwortlichen Vorstand die präzisierende Nachfrage: Man sei vor allem interessiert an einer Beantwortung der Frage, „wie sich unsere Biographie auf die Art, wie wir beraten, auswir-

ke“; und näherhin: Welche Wechselwirkungen anzunehmen seien zwischen der Biographie, der Persönlichkeit und der Beratungshaltung dessen, der berät – oder sofern sie auf die grammatische Weiblichkeit Wert legen: der beratenden Person. Sie beachten: Die Person. Weiblich! Das mag unter den gegenwärtigen Korrektheitsauflagen beruhigen. Zugleich handelt es sich um ein Wort, dem sich im Zweifelsfall durch einen plausiblen Zusatz ein Geschlecht verschaffen läßt: Sie machen einfach „Mannsperson“ und „Weibsperson“ daraus. Sehr schön: „Die Mannsperson“. Sie sehen: Es gibt zeitbedingte Kuriosa bemühter Wohlanständigkeit, von deren Komik man zu Unterhaltungszwecken hin und wieder Gebrauch machen sollte ... So – doch nun zu dem Zwitter oder dem thematischen Gemenge, das ich Ihnen, wie angekündigt, zumuten möchte.

Ich werde mich also einerseits bemühen, zu jener spezielleren Frage, die Sie mir gewissermaßen als „Pflicht“ auferlegt haben, einiges beizutragen, und andererseits, sagen wir einmal: „als Kür“, einige Gedanken von allgemeinerem Zuschnitt entwickeln, die das Gesamtthema ihrer Tagung als Frage aufnehmen und zu beantworten suchen.

Soviel zur Einteilung und Übersicht, was Sie erwartet. (Eine hübsche Wendung übrigens: „was Sie erwartet“, denn vielleicht – das ist das Risiko, das man eingeht, läßt man sich Referenten ein –, denn vielleicht erwartet Sie ja, was Sie gar nicht erwartet haben. Wir werden sehen ...). Doch zunächst, wie angekündigt, zur Pflicht, mithin zur Frage, wie sich unsere Biographie auf die Art, wie wir beraten, auswirkt.

Nun, was ist das: „unsere Biographie“? (Bitte überlieferungsgetreu mit „ph“ geschrieben und nicht mit diesem simplen, nichtssagenden „f“, wie es in Ihrem Programm steht; „Biographie“ leitet sich ab von „bios“: Leben und „graphiein“: schreiben.) Also „Biographie“: Es ist die Geschichte, die Auskunft darüber gibt, wer wir sind. Biographien werden entsprechend erzählt. Und weil das so ist, will ich Ihnen die Frage, um die es hier geht, in Form dreien kurzgefaßter Geschichten präsentieren.

Wozu auf theoretischem Felde Geschichten dienen

Wobei – bevor ich damit beginne, ist zuvor eine erste und danach sogar noch eine zweite Erläuterung nötig. Zu erläutern

ist nämlich, welche Funktion die angeführten Geschichten erfüllen sollen. Hier zunächst die erste Klarstellung:

In den Kreisen der science society werden Geschichten gewöhnlich als Beispiele bemüht, mit denen etwa ein Argument oder eine These oder eine Theorie illustriert werden soll, wobei das in aller Regel auf die Bestätigung jenes Argumentes oder jener These oder der betreffenden Theorie hinausläuft. Man könnte unbekümmert um den in diesen Kreisen üblichen Sprachgebrauch sagen: In wissenschaftlichen Diskursen werden Geschichten zu Werbezwecken erzählt, insofern es ihre Funktion ist, um Zustimmung für die entsprechende These, das vorgetragene Argument oder die vertretene Theorie zu werben.

Wenn ich Ihnen hingegen gleich einige Kurzgeschichten zumute, die Schlaglichter auf Biographien werfen, sind die nicht als Beispiele für irgendwas gedacht, sondern sie sollen zunächst einfach nachdenklich stimmen. Und an ihnen soll deutlich werden, inwiefern wir es mit sehr unterschiedlichen Wirkungen biographischer Prägnanzen auf unsere Einstellung in der Beratung zu tun haben.

An dramatischen
Zuspitzungen lernen wir am
ehesten, was sich in abge-
schwächerer Form auch
unter weniger dramatischen
Bedingungen abspielt.

Soweit die erste Erläuterung oder Klarstellung.

Jetzt die andere und zweite: Ersrecken Sie nicht, wenn es in den Geschichten, die ich Ihnen mitgebracht habe, um Leben und Tod geht. Das hat einen guten Grund: An dramatischen Zuspitzungen lernen wir am ehesten, was sich – in abgeschwächerer Form – auch unter weniger dramatischen Bedingungen abspielt. Außerdem geht es auch in der Bildungs- und Berufsberatung – ob Ihnen das nun lieb ist oder nicht, ob Ihnen dies Kopfzerbrechen bereitet oder nicht, ob dies Ihr Gewissen belastet oder nicht – manches Mal um Leben und Tod: ein Umstand, der durchaus Unruhe auslösen könnte ...

Gibt es eine Statistik, die uns darüber aufklärt, welchen Anteil die Verzweiflung, in einem „falschen“ Beruf zu stecken und da (vermeintlich) nicht herauszukönnen, an den jährlichen Selbsttötungen hat, also an einer der alles in allem häufigsten Todesarten? Unter den Stimmungen, die den einen und anderen zur Verzweiflung bringen und schließlich – als Ausweg, wo es keinen Ausweg mehr zu geben scheint – womöglich in den Selbstmord treiben, ist es oftmals der Eindruck, am falschen Platz oder irgendwo hineingeraten zu

sein, wo man nicht hingehört, wo man es zudem vielleicht niemals schaffen wird, wirklich dazugehören, weshalb sich solche Menschen isoliert, vielleicht aussortiert empfinden, was sie dann selbst in ihre Hand nehmen, indem sie sich tatsächlich „aussortieren“ – um ihr Trachten nach dem eigenen Leben einmal so zu nennen. Und Sie werden wissen, in welchem hohem Maß das Scheitern sogenannter „Karrieren“, gefolgt vom damit verbundenen Verlust gesellschaftlicher Reputation und Wertschätzung, unter den Motiven, die zum Suizid führen, anzutreffen sind. Wenn ich es recht gelesen und in Erinnerung habe, ziehen zumal unter den älteren Mitbürgern – jenseits der 55 – mehr als viermal so viele Männer als Frauen einen solchen finalen Strich unter ihre Biographie – was den Wink enthält: Es sind häufig, sehr häufig sogar Unglücksgeschichten, die sich im Zusammenhang mit dem Beruf ergaben.

Weil es durchaus hierhin gehört und weil es im Zusammenhang mit Ihren Engagements steht, erlauben Sie mir rasch eine Erinnerung einzuschleiben, wobei es sich dabei nun auch um eine solche „Beispiel-Geschichte“ handelt, wie ich sie eingangs verächtlich zu machen suchte. Sie soll also schlaglichtartig den Eindruck, von dem ich eben rede, das Wurzeln von Lebensverzweigung in beruflichen Verwerfungen, belegen. Also – ganz kurz:

Als vor vielen Jahren die Paderborner Fa. Nixdorf von Siemens übernommen wurde, verstand es der übernehmende Konzern, zahlreichen hoch dotierten Mitarbeiter des Computerentwicklers den Wechsel in die Selbständigkeit nahelegen, und zwar dadurch, daß ihnen vorgerechnet wurde, wie sie die weitestgehend selbe Arbeit, für die sie bisher bei Nixdorf Angestelltenbezüge bezogen hatten, nun mit eigener Rechnungsstellung und deutlich höherer Gewinnerwartung fortsetzen könnten. So wurden keine Abfindungen fällig, und ein Jahr lang ging die in Aussicht gestellte Rechnung denn auch wirklich auf ... Doch dann war, zum größten Bedauern des neuen Eigentümers, eine Fortsetzung der Zusammenarbeit mit den neuen Selbständigen leider nicht mehr möglich.

Ich habe damals eine ganze Gruppe der von dieser „Umstellung“ Betroffenen kennengelernt und verschiedene Male getroffen. Ich sage Ihnen: Es war entsetzlich mit ansehen zu müssen, wie hier Menschen, die einmal vorzügliche und geschätzte Mitarbeiter an den ihnen zugewiesenen Arbeitsplät-

zen waren, sich jetzt gewissermaßen auf hoher See ausgesetzt fanden, ohne schwimmen zu können ...

Ich weiß im einzelnen nicht, was aus ihnen geworden ist; von einem von ihnen allerdings habe ich später gehört, wie er nach kurzer, autosuggestiv inszenierter Euphorie in eine Lebensverfassung tiefer Lethargie verfiel, bis sich sein Ende nur mehr als eine multiple Krankheitsgeschichte erzählen ließ. Ich wäre aber nicht verwundert, wenn ich – ginge ich den einzelnen Geschichten dieser Männer nach – von einigen hörte, sie hätten sich umgebracht. Sie sehen, ich habe nicht vor, Sie zu schonen. Doch wer geschont werden will, läßt sich ja auch keinen Philosophen ein ...

—○—○—○—
**Sofern und solange
 diesem Arzt keine solche
 Geschichte widerfahren war,
 orientierte er sich an
 Statistiken und Wahrschein-
 lichkeitserwägungen.**
 —○—○—○—

Doch jetzt erst einmal die angekündigten Geschichten. Der Reihenfolge nach hier die erste – die, wie Sie gleich hören werden, eine Art Doppelgeschichte ist.

Die erste Geschichte

Vor Jahren saß ich in Kärnten auf einem öffentlichen Podium im Rahmen eines großen Kongresses, und neben mir saß ein in Österreich weithin bekannter Gynäkologe, Professor seines Faches, der folgendes erzählte. Es sei einst ein

Ehepaar zu ihm gekommen, die, beide von Geburt blind, sich in Einrichtungen der Blindenfürsorge kennen- und liebelern hatten, und nun sei diese Liebe fruchtbar geworden, die Frau mit andern Worten war schwanger und erwartete ein Kind.

Im Falle dieser besonderen Blindheit, die der Befund bei beiden Elternteilen war, bestand nun die statistisch hochwahrscheinliche Aussicht, auch das erwartete Kind werde erblich belastet an derselben Blindheit leiden, was den Arzt bewogen habe, den Eltern den Abbruch der Schwangerschaft nahelegen, was ihm erfolgreich gelang.

Einige Zeit später aber sei dasselbe Paar ein zweites Mal in seiner Praxis erschienen, wieder in Erwartung eines Kindes, diesmal allerdings habe die Frau und angehende Mutter, nachdrücklich unterstützt von ihrem Ehemann, erklärt, sie würden als Eltern diesmal nicht wieder in einen Abbruch der Schwangerschaft einwilligen, sondern das Kind bekommen.

Das Resultat, von dem der Gynäkologe nun berichten konnte: Der zur Welt gebrachte Junge, keineswegs von Geburt blind, habe sich in beispielloser Weise zum „Auge“ seiner Eltern entwickelt, denen er, was immer ihnen zu sehen ver-

sagt war, erzählte und schilderte, und inzwischen sei er ein über Österreich hinaus erfolgreicher und geschätzter Schriftsteller. Der Arzt komplettierte sein Fazit mit dem Kommentar: Er wüßte keine Familie zu nennen, die er, dieser vergleichbar, als ebenso überzeugend, ja anrührend einzuschätzen hätte.

Nun, was wollen wir denken? Wird diese Geschichte diesen Arzt in weiteren Fällen, da es um Abtreibung „Ja“ oder „Nein“ geht, in seinem Beratungsverhalten beeinflussen?

Wissen Sie, was an dieser Geschichte und Erfahrung so interessant ist? Sofern und solange diesem Arzt keine solche Geschichte – die ihn erschütterte – widerfahren war, orientierte er sich an Statistiken und Wahrscheinlichkeitserwägungen. Verstehen Sie: Die Wahrscheinlichkeit – statistisch ermittelt – sprach für die Blindgeburt auch in diesem zweiten Fall. Aber jetzt, durch diese eine, diese einzigartige Geschichte wird der, dem sie widerfährt, jener Arzt mithin, der berät, nachdenklich. Und die Frage fing ihn an zu bedrängen, mit welcher Unbedenklichkeit jenes erste Kind, auf die Gefahr hin, es wäre blind zur Welt gekommen, ausgetrieben wurde. Da lag die eigentlich beunruhigende Frage, nicht in der Freude über den guten Ausgang im zweiten Falle, da die werdende Mutter sich nicht beirren ließ.

Ich sprach nach der Podiumsveranstaltung noch lange mit jenem Arzt. Und da, im Nachgespräch, sagte er dann: „Im Grunde habe ich diesen Eltern, die da damals mit dem ersten Kind, das sie erwarteten, vor mir saßen, gesagt: Es wäre besser, wenn es Sie nicht gäbe. Das ist es, was mir jetzt zu denken gibt.“

Eine Zusatzgeschichte

Mancher wird sich nun vielleicht fragen, warum ich Ihnen „ausgerechnet“ eine so dramatische Abtreibungsgeschichte zumute. Nun, ich berichtete ja, ich hätte jenen Arzt vor vielen Jahren kennengelernt, als wir gemeinsam auf einem Podium in Kärnten saßen. Und Sie ahnen inzwischen, was das Thema jener Veranstaltung war. Sie haben Recht: Es ging um Abtreibung und alles, was in jenen diesbezüglich aufgeregten Zeiten damit im Zusammenhang stand.

In den zumal damals allerdings äußerst erregten Debatten, Sie werden sich erinnern, herrschten frische Interessen vor, die den moralischen Positionen und Einschätzungen die Richtung anwiesen, ja, heute dürfen wir mit einigem Abstand

dazu wohl sagen, es habe sich damals um einen Kampf der Gesinnungen gehandelt, die auf viele der seinerzeit Beteiligten Bekenntniszwänge ausübten.

Wenn ich Ihnen aber nun – als eine Art Zwillingsgeschichte zu jener jenes Arztes – noch kurz einen eigenen autobiographischen Beitrag dazu erzähle, wird sogleich deutlich werden, wie es kommt, daß ich – hier in diesem Vortrag – Ihnen „ausgerechnet“ eine solche Abtreibungsgeschichte präsentierte. Das hat nämlich entschieden mit meinem eigenen Leben zu tun. Dazu kurz soviel ...

1972 fiel meine damalige Verlobte, nahezu „von heute auf morgen“, wie man sagt, in eine schwere, nie wieder geheilte Psychose, in eine besonders schwere Form von Angstpanik, Paranoia und Schizophrenie. In einer unvorstellbar und einmalig gebliebenen, fast nur augenblicklichen Aufhellung der sonst dauerhaft dämonisch-ängstlichen Verfassung allerdings kam es, etwa ein dreiviertel Jahr nach Ausbruch dieses fürchterlichen Leidens, zu einem einzigen Beischlaf, der nach solider medizinischer Prognose nicht anders als „folgenlos“ hätte bleiben müssen, da seit Krankheitsbeginn, wie dies in solchen Fällen

gewöhnlich ist, die Regel ausgeblieben war.

Gleichwohl, was übrigens die Möglichkeit von nahezu Unmöglichem belegt, hatte diese einzige „Beiwohnung“ – wie das in alter Sprache hieß – zur Schwangerschaft geführt. Die war zeitlich ins Ende des vierten Monats vorgerückt, als meine Frau in eine derart schwere Verfassung abstürzte, daß akute Lebensgefahr drohte und eine gerichtlich verfügte Zwangseinweisung in die Psychiatrie vom behandelnden Arzt eingeleitet wurde, um die Patientin dort zwangsweise sedieren zu können. So wurde sie in ein mehrtägiges Koma versetzt. Danach allerdings, so die ärztliche Expertise, mußte eine schwere Schädigung der Leibesfrucht angenommen werden, und außerdem, so hieß es, bliebe die Schwangerschaft aufrecht erhalten, sei die Behandlung mit den für erforderlich gehaltenen hochwirksamen Medikamenten nicht möglich. Infolge dessen war sich das behandelnde ärztliche Team einig, es solle ein Schwangerschaftsabbruch durchgeführt werden, mit dessen Durchführung ein dafür berühmter Psychoanalytiker und Hypnotiseur beauftragt werden sollte, der es verstehe, der Kranken den Verlust des Kindes als eine traurige Fehlgeburt zu suggerieren.

Ich wurde zweimal zur Umstimmung ins Gesundheitsamt einbestellt, wo man mir die Unverantwortlichkeit meines Entschlusses nahelegen suchte.

Um den Bericht abzukürzen: Gegen den anhaltenden, mir ins Gewissen redenden Widerstand der Ärzteschaft – ich wurde zweimal zur Umstimmung ins Gesundheitsamt einbestellt, wo man mir die Unverantwortlichkeit meines Entschlusses nahelegen suchte – blieb ich beim Nein zur geplanten Schwangerschaftsunterbrechung. Das Kind, meine älteste Tochter, kam gesund zur Welt, mit einem allenfalls lächerlich zu nennenden kleinen schwangerschaftsbedingten Schaden, der sich durch wenige Leibesübungen mit einer Krankengymnastin vollständig beheben ließ. Sie entwickelte sich zu einem lebensfrohen Kind, später zu einer guten Schülerin, die u. a. zur Schulsprecherin im Gymnasium gewählt wurde, bestand das Abitur mit besten Noten, ist heute eine erfolgreiche, selbstständige Geschäftsfrau und, was wohl vor allem anderen erwähnenswert ist, Mutter dreier Söhne, die ich als meine Enkel schätze. Soviel zu der ersten, die wohl zu Recht eine „Doppelgeschichte“ genannt zu werden verdient.

Ich werde nicht umständlich erläutern müssen, was dieses eigene, zu meiner Biographie gehörige Ereignis mit jener anderen Geschichte, die der Gynäkologe erzählte, verbindet. Und Sie werden sich denken können, inwiefern sich diese Geschichte, die in meinem Leben eine bedeutende Rolle spielt, mit einmischt, wenn sich, wie mehrfach geschehen, junge Frauen – unsicher, wie sie zu dem eingetretenen Ereignis der Schwangerschaft stehen sollen – in der Philosophischen Praxis bei mir melden. Zu betonen ist freilich, daß sich aus dieser Geschichte kein direkter Rat oder gar die Berechtigung zu einer entschiedenen moralischen Stellungnahme dazu ableiten läßt! Wohl aber gerät eine Frau oder ein vielleicht-zukünftiges Elternpaar, das sich an einen Menschen wie mich mit einer solchen Geschichte wendet, an jemanden, der in besonderer Weise nachdenklich ist und zumal jede gesinnungskonforme Neigung zu Parolen und anderen Unbedenklichkeiten verloren hat.

Konstruktion einer Gegengeschichte

Und nun erlauben Sie mir – zur Ergänzung – einen Sprung hinein in einen Beratungsalltag, der andernorts mit solchen Fragen ebenfalls, nein, sogar hauptsächlich zu tun hat.

Denken wir uns etwa – das ist jetzt keine Geschichte mehr, die ich Ihnen erzähle, das ist bloß ein gedanklicher Ein-

schub –, denken wir uns nun etwa eine Beraterin bei „Pro Familia“ – ich kenne die Atmosphäre in diesen Kreisen leidlich gut –, die ihrerseits – wie sie denkt: biographischen Verwicklungen und Belastungen geschuldet –, ein-, vielleicht zweimal, womöglich mehrfach hat abtreiben lassen, die, unterstellen wir, außerdem den Start in ihre eigene weibliche Biographie ausgerechnet in jenen Tagen startete, als die öffentliche Ausrufung der Frauenemanzipation mit dem Recht auf rechtsunbedenkliche Abtreibungen verknüpft wurde. Sie erinnern sich.

Was würde sich diese hier einmal ausgedachte Beraterin an Bedenklichkeiten einhandeln, wenn Sie in ihrer Schwangerschaftsberatung allzu subtile Erwägungen, womöglich sogar moralische Irritationen zuließe? – Ich denke, hier reicht, mit dieser Frage interveniert zu haben.

Erst unser Denken
unser Einschätzen
unser Stellungnehmen
zum Erfahrenen läßt uns
die werden, die wir
schließlich sind.

Einige Folgerungen aus jener Doppel- und dieser Gegengeschichte

Doch lassen Sie mich eine theoretisch belangvolle Folgerung aus dieser fiktiven Gegengeschichte ziehen: Was ist der grundsätzliche Unterschied zwischen einer Einflußnahme biographischer Widerfahrnisse in diesem (hier nur angenommenen) letzten Fall und

jenen Einflüssen, die ich anhand der ersten beiden Geschichten oder jener Doppelgeschichte vorgeführt habe?

Ich denke, es läßt sich folgern: Während im Falle jenes Arztes sowie in meinem eigenen eine tiefe Irritation und gute Unsicherheit infolge des Erlebten und Durchgemachten resultiert, was den Berater empfänglich sein läßt für die Schwere einer solchen Entscheidung, wie der, von einem werdenden Kind sich zu trennen, besteht in jenem anderen, nur ausgedachten Fall der Beraterin bei „Pro Familie“ in Folge ihrer Vorgeschichte die Gefahr, daß ihre Beratungstätigkeit zur (wenn auch unbewußten) nachträglichen Rechtfertigung der eigenen, einmal getroffenen Entscheidungen beizutragen hat.

Ich hoffe, Sie sehen deutlich, es geht mir in und mit diesen Geschichten nicht um die Frage des Schwangerschaftsabbruchs. Mir geht es einzig darum, an solchen Fällen zu demonstrieren, auf wie unterschiedliche Weise sich biographische Widerfahrnisse auf unser Denken und Stellungnehmen – vielleicht auch auf die Bereitschaft, anderen Menschen in ihrer Not beizustehen, auswirken mögen.

Und so möchte ich auch noch eine weitere Folgerung aus den erzählten Geschichten ziehen, bevor ich zur ange-

kündigten nächsten Geschichte übergehe. Ich hatte eingangs gesagt, unsere Biographie, das sei die Geschichte, die wir erzählen, sollen wir Auskunft geben, wer wir sind. Das muß – im Blick auf die zuvor mitgeteilten Geschichten – nun wohl noch um einen weiteren Gedanken ergänzt werden. Die Geschichte, die unser Leben ist und sich auf irgendeine Weise in der Art, wie wir beraten, mit zur Geltung bringen wird, ist nicht einfach die Summe aller biographischen Fakten, Ereignisse, Geschehen, Begegnungen mit anderen Menschen und was es sonst geben mag, von dem wir berichten, wenn man uns zuhört. Es sind auch nicht einfach nur die Erfahrungen, die wir gemacht haben. Sondern zugleich – und wichtiger noch – die Lektionen, die wir daraus gezogen haben. Was wir erfahren haben, prägt unser Denken – soviel ist klar. Aber umgekehrt gilt auch: Erst unser Denken, unser Einschätzen, unser Stellungnehmen zum Erfahrenen läßt uns die werden, die wir schließlich sind.

Das soll uns ein Beispiel erläutern: Erfahrung, hat man gesagt, sei die Verarbeitung einer Erwartungsenttäuschung. Verstehen Sie? Solange alles läuft, wie sie es sich dachten und erwartet haben, machen Sie keine Erfahrung, solange können sie ruhig ihr Leben weiter verträumen. Erst dann, wenn etwas geschieht, was Ihnen – so sagt man – nicht in den Kram paßt, sind Sie genötigt, Ihre Weltsicht zu korrigieren, oder: Sie werden nachdenklich.

Warum erwähne ich dies, was wie ein bloßes Detail aussieht? Weil ich zu der These neige: Eigentlich erst diese Resultate unserer Widerfahrnisse, diese ihnen folgende Nachdenklichkeit, ist in der Regel hilfreich in der Beratung, in die sich Menschen mit Ihnen begeben. Hilfreich für Sie selbst und für die, die sich mit Ihnen beraten.

Erlauben Sie mir zu der letzten Sentenz einen kleinen, kurzen Exkurs ... Einen Exkurs zu jenem schönen Wink, den unsere Sprache für uns bereit hält, wonach es heißt: „sich beraten mit jemandem“. In diesem Prozeß, in den sich jemand mit einem anderen begibt, indem er sich mit ihm berät, ist nicht ohne weiteres hilfreich, was der Berater, mit dem er spricht, erlebt hat, was ihm im Laufe seines Lebens widerfuhr oder was es sonst an Fakten in dessen Vita geben mag, sondern: Wie er dies „verarbeitete“, welchen Gewinn an Einsicht er daraus zog, und nochmals: ob er darüber nachdenklich wurde. Denn erst dadurch wird ein Berater zum Resonanzkörper, in dem sich die Fragen und Probleme des

Ratsuchenden brechen können – und dann ist es, als schickte der Ratsuchende seine Sicht der Dinge durch ein Prisma, in dem das eintönige Licht seiner Sorgen sich auseinanderlegt zur bunten Vielfalt von Aspekten, an die sich hilfreiche Gedanken anschließen lassen. Doch vielleicht war das zuviel der Metaphern?

Die zweite Geschichte

Darum jetzt gleich zur zweiten Geschichte, einer, wie sie mir vor vielen Jahren in der Philosophischen Praxis begegnete. Es ist wieder die Geschichte eines Gynäkologen, von der hier freilich nur das wenigste – und sicherlich viel zu kurz – mitzuteilen ist.

Als Besucher meldete sich der Chef einer gynäkologischen Klinik in katholischer Trägerschaft, der, so seine Auskunft, über viele Jahre hin Frauen in der Menopause die Totalexstirpation der Gebärmutter und Eierstöcke angeraten und ihre operative Entfernung auch selber durchgeführt hatte, obgleich nicht immer eine eindeutige Diagnose, die zu diesem radikalen Eingriff genötigt hätte, dazu vorlag. In der Routine des Klinikbetriebs hätte sich dies seinerzeit als Usus

etabliert, was sich nicht nur als ökonomische Bilanz in Form günstiger Zahlen niedergeschlagen habe, sondern überhaupt gute Belegungsquoten gesichert und nicht zuletzt als operatives Betätigungsfeld für nachrückende Jungärzte, die OP-Erfahrung nachzuweisen haben, begrüßt worden sei.

Eines Tages jedoch habe eine Frau, die sich in seine Behandlung begeben hatte – und, wie es unter den Weißkittel-Trägern auf den Krankenhausfluren intern schon mal heißt: „ausweiden“ ließ – die Prozedur im nachhinein seelisch nicht bewältigt und sich das Leben genommen. Das habe ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, bis er sich entschlossen habe, an seiner Klinik nur noch operative Eingriffe zuzulassen, die dem Befund nach unbedingt geboten seien.

Was war die Folge? Der bewährte Betrieb geriet ins Stocken, es gab Unterbelegungen, Bettenleerstand wurde beklagt, und die aus der Universität nachdrängenden Jungärzte kamen nicht mehr in der bis dahin gewohnt raschen Folge dazu, die erforderliche Zahl dokumentierter Operationen vorweisen zu können – von weiteren Folgen, die sich als Aktivposten zuvor in der wirtschaftlichen Bilanz der Klinik niedergeschlagen hatten, einmal abgesehen.

Denn erst dadurch
wird ein Berater zum
Resonanzkörper, in dem
sich die Fragen und
Probleme des Ratsuchenden
brechen können.

Der Arzt, der mir diese Erfahrung in der Praxis anvertraute, wußte außerdem zu berichten, wie es der Klinikleitung schließlich gelang, das betriebswirtschaftlich von ihm angerichtete Defizit zurück ins Lot zu bringen: Die Verantwortlichen des katholischen Krankenhauses nahmen jetzt Anstoß an einem Umstand, den sie in grober Pflichtvergessenheit all die Jahre zuvor wort- und kommentarlos toleriert hatten, als ahnten sie gar nichts von dieser skandalösen Mißlichkeit. Dieser Umstand, der nun also endlich ruchbar wurde, war: Der Leiter ihrer gynäkologischen Klinik teilte doch wahrhaftig als geschiedener Mann mit einem Weibe sein Leben, das er nicht geehelicht hatte.

Was war zu tun, nachdem sich dieses Skandalon nun nicht mehr übersehen ließ? Man befand, eine solche „illegitime“ Beziehung lasse sich schon mit den besonderen berufsrechtlichen, erst recht allerdings nicht mit den ethischen Grundsätzen einer katholischen Einrichtung vereinbaren, was die juristische Handhabe bot, dem unliebsamen Verweigerer der bis dahin üblichen, höchst einträglichen Praxis zu kündigen. Soviel diese zweite Geschichte.

—○—
 Eine Beratung verdient
 die Auszeichnung
 „gut“, sofern sie
 aus Abwegen befreit,
 Auswege eröffnet,
 Wege bahnt.
 —○—

Wie aus biographisch Widerfahrenem gelernt wird

Um Sie mit einer Nachfrage für das Thema der dvb-Tagung fruchtbar zu machen, möchte ich Sie mit der Überlegung verknüpfen: Welchen Geschichten, die in Biographien eingehen, denn die Macht zukomme, uns als die Person, die wir sind, so zu prägen – uns womöglich umzuprägen, indem sie uns erschüttern, indem sie uns in Zweifel stürzen, indem sie uns zur Skepsis den übernommenen Gepflogenheiten und Routinen gegenüber nötigen –, daß wir fortan zu anderen, vielleicht sogar geläuterten, vielleicht zu mutigeren, vielleicht zu vorsichtigeren Beratern werden? Haben wir wohl im Falle jenes Arztes – der bald nach der Entlassung und etlichen Gesprächen in der Philosophischen Praxis ein eigenes histologisches Institut gründete, in dem die Befunde in einer jenem Mißbrauch undienlichen Weise ausgegeben und vermittelt wurden – ein Beispiel für eine solche Umkehr zu würdigen?

Da Sie im Rahmen Ihrer Tagung nach der Wechselwirkung von biographischen Ereignissen und der Persönlichkeit fragen, ist jetzt, womöglich bestärkt durch die Geschichte jenes Gynäkologen, der rechte Augenblick, eine

These vorzutragen, die uns zu einer nötigen Differenzierung drängt: Von „Persönlichkeit“ in einem irgend beachtlichen Sinn sollten wir nur dann sprechen, wenn wir es mit einem wirklichen Charakter zu tun haben, mit einem Menschen also, der – statt mit den vielen mitzulaufen und zu sein, wie es die andern sind – in eigenen Angeln hängt, der es zu jener Grundsatzfestigkeit gebracht hat, die ihn hindert, rein im Sinne dessen, was andere von ihm erwarten, als Funktion zu funktionieren, der mithin so frei ist, sich ein Gewissen zu erlauben, dem er sich verpflichtet weiß.

Anders als ein solcher Mensch, den wir als Charakter loben, ist bekanntlich „die Person“ nur die Charaktermaske, denn von dort, der Bühne, leitet der Begriff sich her. Man könnte sagen, in zeitgenössische Terminologie übersetzt: Wer nichts als „Person“ ist, spielt nur eine Rolle – wie auf dem Theater eben. Seine „Rolle“ aber legt das Stück fest, für das er engagiert ist. Diesseits der Metapher: Die Rolle, die er spielt, weil man sie von ihm erwartet, diktiert das Unternehmen, die Behörde, die Institution, der er beruflich angehört, und die Regie obliegt den Vorgesetzten oder irgendwelchen „höheren Instanzen“.

Kurze Beantwortung der Frage, was eine gute Beratung ist

Nun hatte ich eine dritte Geschichte angekündigt, die, wie Sie sogleich hören werden, dem Problem nach dem verwandt ist, was Sie im Rahmen Ihrer Bildungs- und Berufsberatung Tag für Tag beschäftigt, denn tatsächlich handelt sie von dem Verhängnis einer fehlentschiedenen Berufswahl, einer unter schwierigen Bedingungen errungenen Erkenntnis, einer nach und nach gereiften Einsicht, der Eröffnung einer neuen Aussicht und schließlich davon, wie zuletzt der Mut gefunden und die Zuversicht gewonnen wurde, ohne die ein Neuanfang, der sich als Rettung auftat, nie gewagt, nie begonnen und nicht durchgehalten worden wäre.

Diese letzte Geschichte aber soll mit ein paar kurz gefaßten Sätzen eingeleitet werden, die in theoretischem Gewande und in konzentrierter Fassung formulieren, was meines Erachtens unter einer „guten Beratung“ zu verstehen ist.

In gewissem Sinne erfüllen diese nun folgenden Sätze die nachgereichte Funktion eines sogenannten „Abstracts“, das im Anschluß und im Blick auf jene letzte Geschichte

„Fleisch und Blut“ bekommen wird, also am Schicksal eines Menschen Plausibilität und Konkretion gewinnt.

Hier also zunächst die Kurzfassung, die mit knappen Worten zu bestimmen sucht, was als „gute Beratung“ angesehen werden darf: Eine Beratung verdient die Auszeichnung „gut“, sofern sie aus Abwegen befreit, Auswege eröffnet, Wege bahnt. Und manchmal begleitet sie auf Umwegen zum Ziel. Was aber das Ziel sei, beginnt heraufzudämmern und schließlich sich abzuzeichnen, indem die Beratung auf Gedanken bringt, Alternativen Zutritt verschafft, Einsichten befördert und Entschlüsse reifen läßt, nicht zuletzt aber Mut macht, Entscheidungen zu treffen.

Die dritte Geschichte

Und damit zur angekündigten dritten und letzten Geschichte, aus der sich gewissermaßen die soeben kurzgefaßten Grundsätze guter Beratung ziehen ließen. Nur der Übersicht halber habe ich das Resultat vorangestellt, um nun die konkrete Geschichte, die dem zugrunde liegt, folgen zu lassen.

Ein Mann in den frühen Vierzigern, Ingenieur mit der Spezialität „Vergasungstechnik“ – ein Verfahren zur Veredelung der Braunkohle beispielsweise – suchte mich mit einer ganzen Fülle biographischer Mißstände auf: Häufige Auszeiten infolge unterschiedlicher Krankheitsdiagnosen, im Zusammenhang damit inzwischen mehrfacher Wechsel des Arbeitgebers – von denen es, der hohen Spezialisierung wegen, die der Mann mit dem Abschluß seines Studiums an der TH Aachen erworben hatte, nur wenige in NRW überhaupt gab –, Alkoholmißbrauch, Mißmutigkeit und in der Konsequenz von alledem eine mittlerweile angespannte familiäre Verfassung: Zur Familie gehörten zwei aus verschiedenen Familien adoptierte Söhne im späten Kindesalter.

Wie war dieser Mensch zu seiner höchst speziellen Berufswahl gekommen? Aufgewachsen war er zusammen mit seinen Eltern bei den Großeltern, die in extrem einsamer Lage, weit entfernt von jeder anderen Zivilisation, in einem Tal auf dem Hunsrück eine Silberfuchsfarm betrieben; die Felle dieser Tiere standen seinerzeit hoch im Kurs.

Der Ehrgeiz der Eltern war nun: Der Junge, der offenkundig „das Zeug dazu hatte“, zu studieren und so als erster Akademiker der Familie aufzusteigen, sollte die Chance erhalten, aus dieser Waldeseinsamkeit seinen Weg hinaus in die große Welt zu finden. Zugleich sollte das Studium aber „etwas Handfestes“

einbringen. Also: Ingenieurswesen. Und da fand sich dann an der Aachener Hochschule ein Professor, der den jungen Studenten, der aus der Einsamkeit kam, „unter seine Fittiche“ nahm und ihn nach seinem Vermögen förderte, was hier hieß: er eröffnete ihm den Weg in eine Spezialität, der zumal in NRW, insbesondere im Rahmen des Braunekohletagebaus sehr gefragt war.

Als ich nach einiger Zeit die Einladung annahm, zusammen mit dem Mann einmal das großelterliche Anwesen im Hunsrück zu besuchen, bestätigte sich mir ein Eindruck, den ich im Verlauf der zurückliegenden Gespräche längst gewonnen hatte: Dieser Mann war seinen Fähigkeiten und Begabungen nach das strikte Gegenteil des speziellen Fachmanns. Ich

will es so beschreiben: Wäre er ein Jahrhundert zuvor nach Kanada ausgewandert, hätte er sich dort unter den Pionieren mit Gewißheit schon sehr rasch die vergleichsweise besten Startbedingungen geschaffen: Ich wüßte niemanden, der wohl noch besser mit seiner Hände Geschick die erste Blockhütte gezimmert und landwirtschaftliche Nutzflächen durch Rodung gewonnen hätte, und ob es nun um Früchte des Feldes, Obst auf Bäumen oder an Büschen, Gemüse oder um die Zucht und Anfütterung von Tieren gegangen wä-

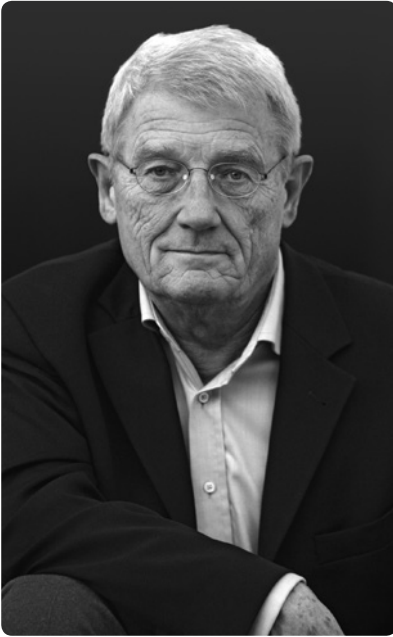
re, mit Sicherheit hätte dies dieser Mann alles vermocht, und was immer er noch nicht verstanden hätte, hätte er rasch gelernt. Und ein solcher Mensch war nun an ein Schreibtisch gekettet, wo eine überschaubare Anzahl spezieller Fragen von ihm im Auftrag zu lösen waren.

Es kam – was die charakterliche Disposition dieses Menschen betraf – hinzu, daß er ganz offenkundig dort „aufblühte“, wie man dies nennt, wo er als Herr der eigenen Entschlüsse ans Werk gehen durfte, daß er sich allerdings nur äußert widerstrebend – vielleicht auch dies eine Folge der frühkindlichen Einsamkeit? – den Anordnungen oder auch nur Erwartungen von Vorgesetzten fügte.

Es mußte den Rahmen sprengen, der meinem Vortrag gesetzt ist, wollte ich nun mit der eigentlich gebotenen Ausführlichkeit berichten, wie die Gespräche in der Philosophischen Praxis verliefen, die schließlich zu einer bedeutenden biographischen Wendung führten. Also beschränke ich mich auf einige Notizen zum Resultat.

Im Rahmen unserer Gespräche – und gewiß nicht ohne sie – fand der Mann zu dem Entschluß, selbst im vorgerückten Alter noch einmal eine Lehre zu absolvieren, und zwar

Und nun fügte sich alles,
wie es so oft die Eigenart
des Schicksals ist, wenn
nur der richtige Weg
eingeschlagen und beherzt
gegangen wird.



Dr. Gerd B. Achenbach

Geb. 1947 in Hameln. Verheiratet, sechs Töchter, zwei Söhne. Promotion 1981 („Selbstverwirklichung oder: Die Lust und die Notwendigkeit“) bei Odo Marquard. 1981: Gründung der weltweit ersten „Philosophischen Praxis“. Seit 1982: Vorsitzender der „Gesellschaft für Philosophische Praxis“ (seit 1998: „Internationale Gesellschaft für Philosophische Praxis“). Lehrtätigkeiten an mehreren Universitäten im In- und Ausland.

Veröffentlichungen: „Die reine und die praktische Philosophie“ (Wien 1983), „Philosophische Praxis“ (Köln 1984, ²1987), „Das Prinzip Heilung“ (Köln 1985). „Das kleine Buch der inneren Ruhe“ (Freiburg 2001; 5. überarbeitete und erweiterte Auflage 2016; auch ital.), „Lebenskönnerschaft“ (Freiburg 2002; erneut Köln 2009; auch niederl. und ital.), „Vom Richtigen im Falschen“ (Freiburg 2003; erneut Köln 2014; auch ital.), „Liebe – der göttliche Wahn. Buch der Liebe“ (Freiburg 2006; auch ital.). Außerdem zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Anthologien u. Zeitschriften, u. a. in der (mit herausgegebenen) „AGORA – Zeitschrift für Philosophische Praxis“, später: „ZPP – Zeitschrift für Philosophische Praxis“.

zum Restaurator, einem Beruf, in dem nicht nur seine außerordentliche Vielseitigkeit und sein handwerkliches Geschick das geeignete Betätigungsfeld fanden, sondern außerdem war hier sein seit langem ausgebildetes historisches Interesse endlich recht am Platz.

Als größtes Hindernis, sich zu einem so radikalen Neuanfang zu entschließen, erwies sich allerdings sein solid-hergebrachtes Verständnis von den Aufgaben und Pflichten des „Hausvaters“, der für seine Familie zu sorgen hat. Das war von den kärglichen Einnahmen, die während der Lehre zu erzielen waren, nicht zu gewährleisten. Also mußte die Ehefrau, ausgebildete Buchhandelskauffrau, „einspringen“ und in den Jahren des Übergangs die finanzielle Versorgung der Familie übernehmen. Der Frau, nebenbei bemerkt, war dies Neuarrangement durchaus recht und willkommen – für meinen Gast in der Beratung hingegen war dies die schwerste Hürde, die er zu nehmen hatte, also die so von ihm bisher verachteten Verhältnisse als notwendige Rettungsbedingung zu akzeptieren.

Um den Bericht abzuschließen: Als diplomierter Ingenieur konnte er die Lehre – obendrein mit Bravour – nach zwei Jahren beenden, und Eingaben bei der entsprechenden Handwerkskammer sowie der rasch erbrachte Nachweis seiner außerordentlichen Fähigkeiten ermöglichten den Erwerb des Meistertitels bereits nach einem einzigen weiteren Jahr.

Und nun fügte sich alles, wie es so oft die Eigenart des Schicksals ist, wenn nur der richtige Weg eingeschlagen und beherzt gegangen wird: Das Schicksal spielte mit und seine Rolle gut. Der Mann hatte gerade seine eigene Firma gegründet, als die Bundesregierung infolge der Wiedervereinigung

von Bonn nach Berlin umzog und infolge dessen eine große Anzahl ehemaliger Sonderbehörden, aber auch die Villen der Botschaften beispielsweise frei wurden und nun restauriert werden sollten. In einem Vorort Bonns aber hatte die junge Firma dieses Mannes ihren Sitz. Die Geschäftsbedingungen also konnten glücklicher nicht sein.

Die Folge: Von den lebenspraktisch beeinträchtigenden Hindernissen, den Krankheiten, dem zu viel genossenen Alkohol, der Mißmutigkeit etc. war fortan keine Rede mehr. Ja, wir dürfen uns den Mann in seinem blauen Kittel und am Steuer seines Lieferwagens „als einen glücklichen Mensch vorstellen“...

Zum Schluß: Was mancher Berufs- und Bildungsberater als gute biographische Voraussetzung mitbringt

Was nun aber die biographischen Voraussetzungen auf Seiten eines Berufsberaters angeht, der vielleicht – anstelle des philosophischen Praktikers – diesem Mann beizustehen gehabt hätte, so vermute ich: Eben der Umstand, daß sich gerade in Ihren Kreisen der Berufs- und Bildungsberatung viele Mitarbeiter finden, die ihrerseits erst auf zweitem Wege und im zweiten Anlauf sozusagen zur Beratung als Beruf gefunden haben, könnte sich im besonderen Falle als günstiger Umstand erweisen: Womöglich fände durch die eigene Erfahrung der Berater die erforderliche Zuversicht und das Vertrauen, diesem Menschen Mut zu machen zu dem Schritt, den er schließlich wagte und, wie der Ausgang der Geschichte zeigte, glücklicherweise nie zu bereuen hatte.